

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 28

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

17. Fortsetzung

Er warf ihr das Heft zu: „Eine Fünf.“ Dann hielt er das letzte Heft in der Hand. Er schaute lächelnd auf die Klasse: „Und nun muss ich Ihnen sagen, dass ein orientalischer Märchenerzähler unter uns sitzt. Johannes Keller, Ihr Aufsatz bringt Ihnen eine Sechs.“

Johannes nahm sein Heft freudig in Empfang.

„Sie waren also bereits in Kairo?“

„Nein, Herr Professor!“ Johannes' Stimme war ruhig und klar.

„Aber Sie schildern doch die Stadt, die Menschen, die Bazare, die Pyramiden, die Moscheen, als ob Sie das alles mit eigenen Augen gesehen hätten.“

„Ich habe mir das alles so vorgestellt.“

„Aber, Keller, Sie müssen mir diese Ihre Vorstellung doch einigermassen begründen können. Ich gab Ihnen die Aufgabe, eine Reise aus eigener Anschauung und eigenem Erleben zu schildern – und nicht zu fabulieren. Sie haben also fabuliert. Wo nahmen Sie übrigens die Unterlagen her?“

„Aus dem 30. Band von Karl May.“

Die Klasse brüllte los. Professor Tanner winkte ab. „Weiter, Keller.“

Johannes stand ohne eine Spur von Verlegenheit oder Scheu zwischen den Bankreihen und gab freimütig Auskunft:

„Beim Lesen der Reiseschilderungen über Ägypten habe ich das alles so eindrücklich und stark miterlebt, als ob ich selber dabeigewesen wäre. Ich habe alles durch meine eigenen Gedanken hindurch gesehen, ich bin durch die Straßen Kairas, durch die Bazare, nach Gizeh hinaus zu den Pyramiden, nach Sakkarah zu den Apisgräbern gegangen. Ich sah die Moscheen, hörte die Gebete der Minaretsänger, sah verschleierte Frauen...“

„Halt, Keller, jetzt laufen Sie mir schon wieder davon! Warum wählten Sie nicht eine Reise, die Sie wirklich unternommen haben?“

„Ich habe noch nie eine Reise gemacht, Herr Professor.“

„Es ist gut, die Sechs haben Sie trotzdem verdient. Bleiben Sie nach dem Glockenzeichen noch eine Minute da.“

In der Pause spazierte Professor Tanner mit Johannes im Schulzimmer auf und ab:

„Also, Keller, Ihr Aufsatz ist im Aufbau und Stil für Ihr Alter bemerkenswert. Ich möchte Ihnen aber doch raten, sich künftig mehr an Tatsachen zu halten, sonst laufen Sie Gefahr, sich im Unwirklichen zu verlieren.“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Was lesen Sie gegenwärtig?“ – „Ibsen, Herr Professor.“

„Ibsen, – wie sind Sie darauf gekommen?“

„Eigentlich bin ich nicht selber darauf gekommen. Lucille Rey hat mir die Sachen empfohlen.“

Professor Tanner lachte. „Sie machen sich wohl viel aus Lucille Rey?“

„Gar nicht, aber sie will Schauspielerin werden und das interessiert mich.“

„Was haben Sie bis jetzt von Ibsen gelesen?“

„Gespenster, Herr Professor.“

„Ist Ihnen wohl tief gegangen? Ich erinnere mich – bei mir und vielen anderen war es so. Die Wirkung ist immer gewaltig.“

Johannes schaute frei und offen in die abwartenden und prüfenden Augen seines Lehrers:

„Bei mir eigentlich nicht. Ich fühlte mich eher abgestossen. Die Freiheit des Dichters geht hier für meine Begriffe etwas zu weit. Jetzt lese ich noch ‚Peer Gynt‘, vielleicht hat mir dieses Werk mehr zu sagen.“

„Hm – versuchen Sie's. ‚Nathan der Weise‘ von Lessing, ‚Was ihr wollt‘ von Shakespeare oder ‚Aus dem Leben eines Taugenichts‘ von Eichendorff wäre auch ganz schön. Ich bin jederzeit bereit, Sie in Ihrer Lektüre zu beraten.“

„Danke, Herr Professor.“

Professor Tanner blickte ihm nach, wie er aus dem Zimmer ging.

„Schöner Bengel“, sagte er leise vor sich hin. „Klug – aber scheint mir irgendwie... na, ich werde mich mal bei meinen Kollegen über ihn erkundigen.“

Diese Erkundigung ergab, dass Johannes wohl noch in der Geschichte und in den modernen Sprachen gute Noten aufwies, in Latein und Mathematik aber unter dem Durchschnitt stand.

Ein fleißiger, sympathischer Bursche, lautete das allgemeine Urteil, doch herrsche zeitweilig eine gewisse Zerfahrenheit des Denkens, auch wäre zu wünschen, dass er sich etwas mehr seinen Kameraden anschliessen möchte, seine Zurückhaltung wäre augenfällig.

Professor Tanner nahm sich vor, später dafür zu sorgen, dass Johannes in eine Verbindung kam. Er versprach sich viel davon.

Es lag nicht an den Klassenkameraden, dass Johannes einsam blieb, auch nicht an Lucille Rey. Seit der Aufsatz-Geschichte, da er sich so frei zu Karl May bekannt, hatte er mächtig ‚Punkte‘ gewonnen, und man suchte ihn in die eige-

nen Interessen-Sphären miteinzubeziehen. Johannes' Teilnahme aber ging nicht über ein höfliches Interesse hinaus.

Auch Christine litt unter seiner verschlossenen Art, sie tröstete sich aber damit, dass die Schule ihn wohl sehr stark in Anspruch nehme. Wie gerne hätte sie ihn manchmal gestreichelt und ihn gefragt, ob er müde sei, aber eine unerklärliche Scheu hielt sie davon ab.

Nacht für Nacht sah sie Licht in seinem Zimmer. Ein schwacher Schein fiel durch die Türritze gerade auf ihre Decke. Zweimal, dreimal hatte sie schon die Türe geöffnet, den Kopf hineingesteckt und gefragt:

„Johannes, machst du denn noch immer nicht Feierabend?“

Johannes war dann im Bett gelegen, ein Buch in der Hand. Von diesem Buch hatte er aufgesehen, fragend, gross, als ob sie eine störende Fremde sei, und erst nach einer Weile war ein Lächeln für sie in seine Augen und auf sein Gesicht gekommen:

„Ach, du bist's, Mutter! Lass nur und geh schlafen, ich bin bald so weit.“

„Gute Nacht, mein lieber Bub.“ – „Gute Nacht – Mutter...“

Das klang schon wieder weit weg.

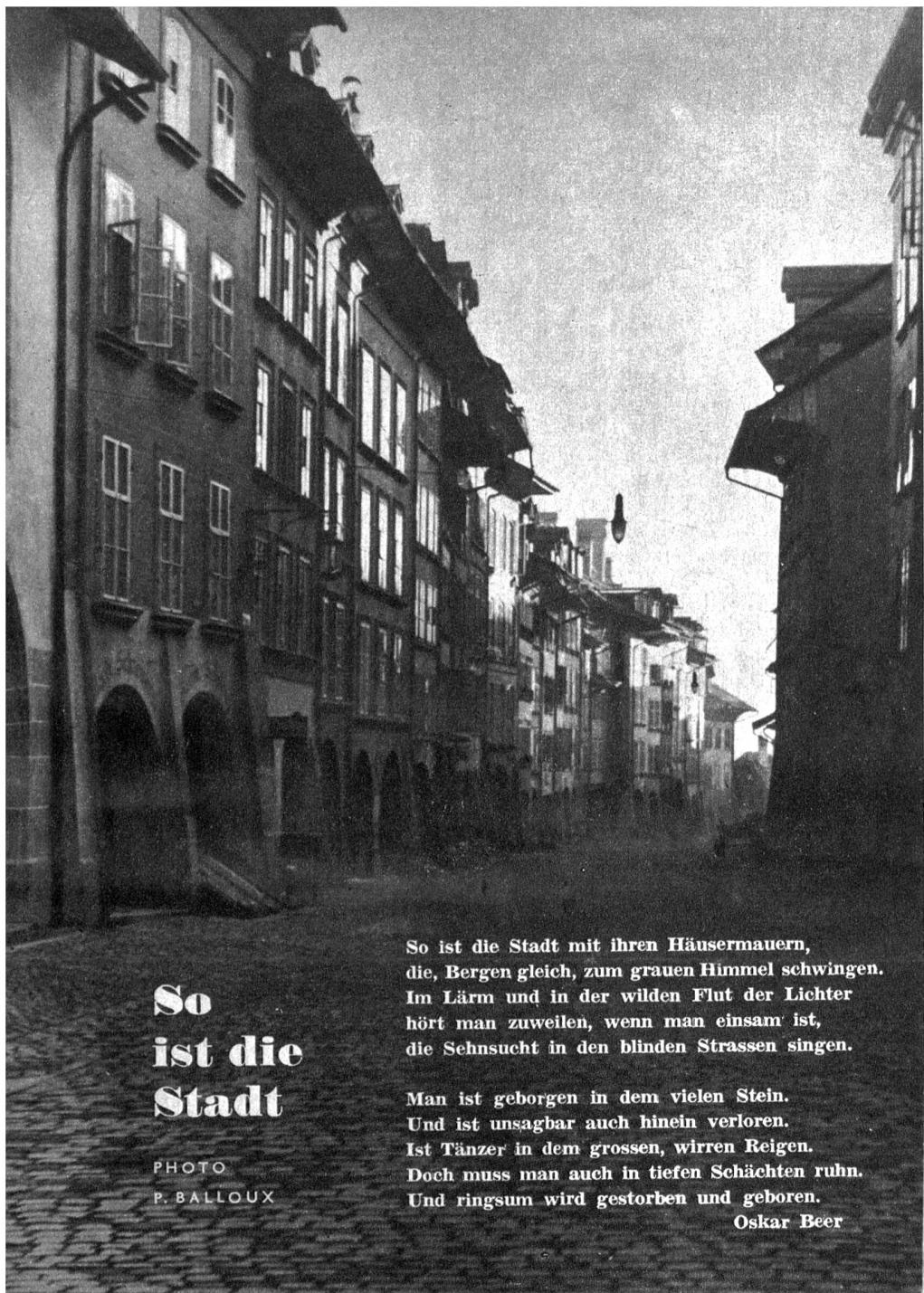
Und nun ging sie also nicht mehr zu Johannes, wenn der Lichtschein seiner Lampe durch die Türritze drang. Sie legte nur ihre Hände auf die Decke, da wo er hinfiel – und blieb ganz still.

Unterdessen las Johannes ‚Peer Gynt‘, Nietzsche, Kant, Goethe – und wieder ‚Peer Gynt‘. Das Reklam-Bändchen war bereits so vergriffen, dass er sich ein neues kaufen musste.

Am liebsten war er in seiner Freizeit mit ‚Jolie‘ zusammen. Die verstand ihn, ihr konnte er von ‚Peer Gynt‘ erzählen. Bei der Mutter hatte er eine Erhöhung seines Taschengeldes erreicht, so dass er sich mit ‚Jolie‘ ab und zu in einer Konditorei treffen konnte. Auch grössere Spaziergänge wurden gemeinsam unternommen. Aber immer und überall wo sie sich trafen, sprach er nur von ‚Peer Gynt‘. Das Mädchen selbst schien er dabei ganz zu vergessen, sie war einfach jemand, der ihm willig zuhörte und willig seinen Gedanken folgte, jemand, der ihm zustimmte, ihn nicht unterbrach und seine Ideen anerkannte.

Es hätte fast ebensogut eine kopfnickende alte Frau, ein alter Mann oder ein treuer, schwefelnder Hund neben ihm sitzen können. Aber nun war es ‚Jolie‘. Und ‚Jolie‘ liebte ihn.

Sie bewunderte ihn, wenn er sich in Peer Gynt'schen Phantastereien und Doppelspuren erging, sie warf ihm Stichworte zu, sie feuerte ihn an. Sie übte in gewissem Sinne die Rolle der Anitra in dem Stück, das da gespielt wurde. Wenn es auch nicht um Gold und Schmuck und irdische Schätze ging, so verfolgte sie doch voll echt weiblicher Schläue und List ein für sie nicht minder erstrebenswertes Ziel: sie wollte



So ist die Stadt

PHOTO
P. BALLEUX

So ist die Stadt mit ihren Häusermauern,
die, Bergen gleich, zum grauen Himmel schwingen.
Im Lärm und in der wilden Flut der Lichter
hört man zuweilen, wenn man einsam ist,
die Sehnsucht in den blinden Strassen singen.

Man ist geborgen in dem vielen Stein.
Und ist unsagbar auch hinein verloren.
Ist Tänzer in dem grossen, wirren Reigen.
Doch muss man auch in tiefen Schächten ruhn.
Und ringsum wird gestorben und geboren.

Oskar Beer

mit Johannes, „dem interessantesten Jungen von Altenheim“ – gesehen werden. Sie wollte, dass man von ihnen beiden sprach. Sie wollte seine Freundin sein und ihm so unentbehrlich werden, dass er nie für ein anderes Mädchen Interesse hatte. Und sie wollte später sein zweifarbiges Band und seine Mütze sticken und bei allen Schulfesten seine Auswählte sein.

„Jolie“ war voller Eitelkeiten. Wenn ihre Schulkameradinnen von Liebesbriefen erzählten, die sie bekommen hatten, von einem Kuss, einer Fensterpromenade, einem Ständchen und von Blumen, so wurrte es sie, dass sie selber mit Johannes nicht deutlicher auftrumpfen konnte. Sie war dann klug genug, durch viel- oder nichtssagende Andeu-

tungen das Fehlende zu verdecken und die andern dabei denken und vermuten zu lassen, was sie wollten.

Sie verdoppelte ihre Liebesmüh um Johannes. Sie notierte für ihn die Hausaufgaben, da er es die meiste Zeit doch vergessen hätte, sie nahm ihn bei den Kameraden in Schutz, wenn sie sich über seine Interesselosigkeit beschwerten.

„Er ist anders als ihr“, sagte sie oft. „Er muss mit ganz besonderem Massstab gemessen werden, er gibt einmal ein ganz Grosser, ihr werdet es erleben.“

Sie glaubte selbst daran und teilte so ihre Überzeugung bis zu einem gewissen Grade auch den andern mit.

*

Jedes Jahr im Winter fand im Kasino-Saal für das Gymnasium eine kleine

Tanzveranstaltung statt, wozu auch die Eltern geladen waren. Christine freute sich wochenlang vorher darauf, denn Johannes hatte einen selbstverfassten Prolog zu sprechen, was eine seltene Auszeichnung für die erste Klasse war.

Wenn sie ihn nun wieder wie einst, da er sein Gedicht für das Weihnachtsfest in der Kirche auswendig gelernt hatte, in seinem Zimmer hin und hergehen und laut deklamieren hörte, so tat es ihrem Herzen wohl.

Johannes wurde in dieser Zeit, da er seinen Prolog „dichtete“, wieder zugänglich und zahm. Oft stand er plötzlich bei ihr und sprach ihr ein paar Verse vor, die ihm „soeben eingefallen“ waren.

„Junge, wo hast du nur das Zeug her, das ist ja alles wunderschön!“

Dann strahlte er: „Wirklich, Mutter? Stelle dir einmal vor, wenn ich im Kasino-Saal auf der Bühne stehe vor all den vielen Leuten, vor den Professoren und Schülern, glaubst du, dass ich gefallen werde?“

Christine überhörte das „Ich“ und nahm an, er meine den Prolog.

„Man wird mit dir zufrieden sein, du kannst dich darauf verlassen.“

Er umhüllte sie und gab ihr einen Kuss: „Nachher mache ich mich an grössere Sachen, ich habe so allerhand Pläne. Eines Tages hast du ausgesorgt, dann bist du nur noch meine alte Dame und ich verschaffe dir alles, was du dir wünschst.“

„O Johannes“, lachte sie mit glücklichen Augen, „so viel will ich gar nicht! Ich bin schon zufrieden, wenn du deinen Weg machst und dich durchs Leben bringst.“

„Du bist viel zu bescheiden, Mutter!“ und er deklamierte fröhlich aus „Peer Gynt“:

„Anders soll das Ende sein,
liebes, schlimmes Mütterlein!
Einst, verlass dich auf mein Wort,
wird die ganze Welt dich ehren.
Wart, weil ich nach Grossem trachte,
bis was Grosses ich vollbrachte!“

Hell auflachend elte er davon und ließ seine Mutter in beglückter Stimmung zurück. Sie glaubte ja so gern, so willig und so leicht an ihren Sohn Johannes.

„Jolie“ wurde ebenfalls in den Prolog eingeweiht, und da sie genau so begeistert davon war wie Mutter Christine, so galt es nur noch den grossen Abend abzuwarten...

Christine sass in einem hübschen, selbst gearbeiteten Kleid in der zweitvordersten Reihe des hellerleuchteten Saales. Sie war ein wenig befangen und scheu, denn sie kannte kaum jemanden hier. Ihre Freundin Hanna, die anfänglich hatte mitkommen wollen, war in letzter Stunde abgehalten worden. Ihre Tochter Heidi, seit einem Jahr verheiratet, lag im Spital und erwartete ihr Kind. So sass Christine denn ganz allein

und fragte sich jetzt schon, ob sie nach den Darbietungen auf der Bühne nicht lieber gleich wieder nachhause gehen sollte...

Da klang die Stimme Ihres Johannes durch den Saal. Es war nicht mehr die helle Kinderstimme von einst. Tief und dunkel und ein wenig hart flossen die Worte. Er stand in seinem schwarzen Konfirmationskleid vorne an der Rampe, den Kopf leicht zurückgebogen, die Augen gross ins Leere gerichtet:

Er begrüßte die anwesenden Gäste, seine Lehrer und Kameraden – ohne sie zu sehen. Er sprach von den Leiden und Freuden der Schule – ohne sie zu empfinden. Von Kameradschaft und Treue – ohne sie zu fühlen. Er wand der ersten jungen Liebe einen Kranz – ohne sich zu erwärmen.

Sein Gesicht belebte sich erst, als er von den Zielen des Jünglings sprach und dieses Ziel wie ein grosses, wehendes Banner im kurzen Rausche der Selbstbegeisterung flattern liess.

Und das erste Lächeln flog erst dann über seine Züge – ein stolzes und überlegenes Lächeln – als mächtig aufrauschender Beifall seine Leistung belohnte.

Christine war im Glück. Sie hatte Johannes so gesehen, wie sie ihn sehen wollte. Sie hörte den Beifall, sah sein Lächeln und alles war gut.

Hinter sich vernahm sie eine Männerstimme: „Eine ganz vorzügliche Leistung, der Junge hat entschieden Talent. Es müsste allerdings noch etwas mehr Seele hineinkommen, wenn er sich halten und entwickeln soll.“

Es war der alte, gute Professor Tanner, der so gesprochen hatte.

Ganz hinten im Saal stand Doktor Haller. Er war nur auf einen Sprung hergekommen, um Johannes zu hören. Noch immer schaute er nach dem Vorhang, hinter dem der Junge verschwunden war...

„Er ist ja – er ist ja wie eine Marionette gewesen“, dachte er mit Beklemmung und Schrecken. „Kein innerliches Mit-

gehen war da, kein spürbares Leben. Man hat ihm den Auftrag gegeben, und er hat ihn ausgeführt. Aber das Leben, die Seele, die innere Anteilnahme – sie fehlten.“

Doktor Haller blieb, um nach Johannes nun auch noch die andern auf der Bühne wirken zu sehen. Als sich dann der Vorhang endgültig über dem frischlebendigen Spiel gesenkt hatte, war Doktor Hallers Gemüt belastet und schwer...

„Hermanns Sohn, der Enkel jenes Mannes, dessen Krankheitsgeschichte ich kenne“, dachte er voller Trauer.

Als er sich entfernen wollte, traf ihn Christines Blick, die gleich ihm dem Ausgang des Saales zustrebte. Ihre glücklichen Augen baten um anerkennende Worte für den Sohn.

Da brachte er es nicht übers Herz, ihre Freude zu trüben. Er drückte ihr die Hand: „Gut hat er seine Sache gemacht, wollen das Beste hoffen.“

Christine hörte nur die Zustimmung heraus und war zufrieden.

(Fortsetzung folgt)



Hansy und Fredy sind soeben dabei, die feine Wurst in ein Papier zu wickeln, um Boby einen Streich zu spielen
Rechts: Schon sieht Boby etwas auf der Strasse liegen und der Duft zieht ihn an



Und richtig hier liegt eine prächtige Wurst im Papier „Hm“, wie das riecht! Und gross ist dieser Leckerbissen! Wo soll ich den nur anbissen?

Boby



geht auf den Leim!

Ein Spitzbubenstreich

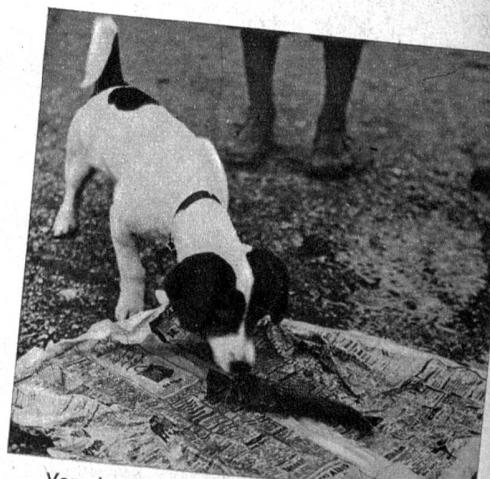
Hans und Fredy haben von ihrem Vater einen vierbeinigen Spielkameraden bekommen. Doch der letztere, auch jung und übermütig, hat nicht viel Gutes im Sinn. Sein ganzes Tun und Lassen ist nur auf Spielerei und Verderben eingestellt und er gedenkt noch lange nicht ein anständiger Bursche zu werden.

Nun, da Boby schon verschiedenes von den Spielsachen von Fredy und Hansy zerrissen und überhaupt verschwinden liess, so gedenken die zwei Buben sich mal zu revanchieren.

Heute mittag gab's Blut- und Leberwürste. Nun wird die Haut der grössten Wurst sorgfältig aufbewahrt bis am Nachmittag, wo sie dann mit Wasser prall gefüllt und in das Wurzpapier eingewickelt wird, um Boby einen Streich zu spielen...



Probieren geht über Studieren! — Schnapp —
Was ist denn nun das?



Von der ganzen herrlichen Wurst bleibt nichts als Wasser und Haut